

ROLA EL-HALABI

MIT FELICIA ENGLMANN

STEHAUF MÄDCHEN

Wie ich mich nach dem Attentat
meines Stiefvaters zur
Boxweltmeisterschaft zurückkämpfe

mvgverlag 

© des Titels »STEHAUFMÄDCHEN!« von Rola El-Halabi (978-3-86882-277-9)
2013 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

Sterben

Ich bin Rola, die stirbt. In meinem eigenen Blut sitze ich auf dem Boden. Vier Löcher sind in meinem Körper. Die brennen. Das Loch in meiner Hand brennt so sehr, dass die Hand pocht und pocht. Sie steckt in meinem Boxhandschuh. Gerade noch wollte ich um die Weltmeisterschaft boxen, jetzt kämpfe ich ums Überleben. Vor mir sitzt mein Vater, er hält die Pistole in der Hand, mit der er auf mich geschossen hat. Die schwarze Pistole. Ich flehe. Nicht einmal um mein Leben. Nur, dass er mir diesen verdammten Handschuh auszieht. Nur das. Mein Vater hat auf mich geschossen, aber jetzt hilft er mir. Dann sitze ich wieder da in meinem Blut. Wie kann jemand so etwas tun? Ein Vater, der auf seine eigene Tochter schießt. Das ist kein Mensch mehr. Das ist ein Unmensch.

Ich bin Rola El-Halabi aus Ulm. Seit dem 1. April 2011 kennt mich alle Welt als die Boxweltmeisterin, der von ihrem eigenen Stiefvater in die Hand, das Knie und beide Füße geschossen wurde. Weil mein Stiefvater meinen Freund nicht akzeptieren wollte und ich ihn deshalb als Manager entlassen hatte, so stand es in der Presse.

Aber das alles ist nicht ganz richtig. Es war auch nicht ganz so einfach. Nicht mein Verlobter Kosta ist schuld an dem, was mir passiert ist. Mein Vater ist es. Er allein. Und ja, es ist mein Vater, nicht mein Stiefvater. Er hat meine Schwester und mich adoptiert, er war uns immer ein Vater, unser Papa. Er war auch mein Manager, hat mich zum Boxen gebracht, bis zur Weltmeisterschaft. Doch irgendwo auf diesem Weg ist etwas schiefge-

Stehaufmädchen

gangen. Bis wir uns dann in dieser Kabine in Berlin-Karlshorst gegenüber sitzen, er mit der Pistole in der Hand, ich mit vier Löchern im Körper, fassungslos.

Mein Privatleben kennt heute die halbe Welt. Jeder konnte das Bild in der Zeitung sehen, wie ich in der Intensivstation liege, halb nackt und vollgepumpt mit Schmerzmitteln. Alle haben diskutiert über meinen Vater, meinen Freund, meine Karriere, mich. Jeder glaubt, ohnehin alles zu wissen. Es wäre falsch von mir, mich jetzt abzuschotten. Ich werde weiterhin sagen, was ich denke, und zeigen, wer ich bin, frei Schnauze und immer echt. Warum auch sollte ich jetzt damit anfangen, an einem Image von mir zu basteln? Ich bin so, wie ich bin, ich bin mein Image, und mein Image ist Rola. Perfekt gestylt sein, immer das Richtige sagen, eine Rolle spielen – das liegt mir nicht. Wir sind doch alle nur Menschen. Ruhm? Brauche ich nicht. Mein Sport bringt ihn mit sich, daher muss ich auch mit ihm umgehen. Aber wichtig ist er nicht für mich. Ich bin nicht gerne im Mittelpunkt. Doch wenn ich jetzt schon einmal auf der öffentlichen Bühne stehe, kann ich auch einfach erzählen, was mir passiert ist. Die ganze Wahrheit – die vielleicht anderen Mut macht, sich durchzukämpfen. Wie ich.

Denn obwohl mein Vater vier Mal auf mich geschossen hat, kann ich heute sagen: Es geht mir gut. Wenn ich jetzt erzähle, wie ich auf dem Boden dieser Kabine in meinem Blut sitze, ist das schon fast wie ein Film, der da vor mir abläuft. Als ob ich von außen dabei zusehe, wie alles passiert. Als wäre mein Leben ein Film. Es macht mich nicht mehr kaputt, wenn ich davon erzähle. Deshalb dürfen nach der Polizei, meinen Liebsten und meinen Freunden auch alle anderen wissen, wie es dazu kommen konnte. Und warum ich heute auch sagen kann: Ich bin froh, dass mir das passiert ist.

Sterben

Ich brauche mich nicht zu verstecken. Ich kann und werde mich nicht verstellen. Ich werde alles von Anfang an erzählen. Ich stehe zu dem, was ich bin und was mir passiert ist. Ich bin Rola El-Halabi, und das ist meine Geschichte.

Kindheit in Ulm

Normalität? Kenne ich nicht. Schon seit meiner Geburt hat es in meinem Leben immer nur Extreme gegeben. Eine Kindheit hatte ich eigentlich nicht. Zumindest keine, wie man sie sich vorstellt. Ich bin nie wirklich Kind gewesen, durfte es nie sein. Aber ich sage auch ganz bewusst nicht, dass ich eine schlechte Kindheit gehabt hätte. Das stimmt nämlich nicht. An meine alte Heimat, den Libanon, habe ich keine Kindheitserinnerung mehr. Denn meine Eltern sind nach Deutschland gegangen, als ich ein paar Monate alt war. Das war 1986. Damals war Bürgerkrieg im Libanon. Soldaten der Milizen patrouillierten durch Beirut, meine Geburtsstadt. Sie lag in Schutt und Asche, als ich geboren wurde. Meine Eltern waren den Krieg leid und sind mit mir nach Deutschland geflüchtet, haben sich in Ulm niedergelassen.

Meine Mutter wurde wieder schwanger, aber die Ehe meiner Eltern war da schon am Ende. Mein leiblicher Vater hat meine Mutter geschlagen und war nicht einmal bei der Geburt meiner Schwester Katja dabei. Unser späterer Stiefvater, auch ein Exil-Libanese, war der Erste, der sie nach der Geburt auf den Arm genommen hat. Meine Mutter hatte ihn über gemeinsame Bekannte kennengelernt. Mein leiblicher Vater hat sich nicht um uns gekümmert. Irgendwie ist er nie wirklich angekommen in Deutschland, in Ulm. Und meine Mutter hat ihn nie geliebt. Sie musste ihn heiraten, weil ihre Familie das so bestimmt hatte.

Katja, meine Schwester, ist zweieinhalb Jahre jünger als ich. Als sie ein paar Monate alt war, verließ uns unser leiblicher Vater und kehrte in den Libanon zurück. Da war ich etwa dreieinhalb Jahre alt. Er war also nur drei Jahre lang in Deutschland. Mein Stiefvater hat dann bald seinen Platz in der Familie eingenommen, wir sind von klein auf mit ihm groß geworden. Ein Glück war das, auch für meine Mutter. Eine alleinstehende arabische Frau mitten in Deutschland, mit zwei Kindern – sie hätte es sicher schwer gehabt, einen anderen Partner zu finden. So aber war jemand da, der für die Familie sorgte, der Geld nach Hause brachte, sodass sie sich um den Haushalt und um uns kümmern konnte. Papa hat uns Mädchen nicht nur angenommen, er hat uns adoptiert und wie seine eigenen Kinder behandelt, von Anfang an. Streng war er mit uns, aber auch gut zu uns. Wir Kinder hatten ein schönes Leben. Meistens jedenfalls.

Wir wohnten in einer Mietwohnung in Ulm, ziemlich nah zur Stadtmitte, in Söflingen. Ich ging in einen Kindergarten, hatte vor allem deutsche Freunde zum Spielen, auch eine Türkin und eine Bosnierin. Es war meinen Eltern wichtig, dass wir nicht nur arabische Freunde und Bekannte hatten. Wir waren integriert. Darauf legten meine Eltern viel Wert. Wer in Deutschland lebt, soll sich auch deutsch benehmen, deutsch leben, meinten sie. Aber im Grunde hatten wir wenige Freunde. Die meiste Zeit verbrachten wir gemeinsam, als Familie. Jeden Sonntag war Familientag, und das genossen wir sehr.

Auch das Leben in Ulm liebten wir, lieben es immer noch. Ulm ist meine Heimatstadt. Sie hat genau die richtige Größe. Hier hat man alles, die Infrastruktur passt, und für die Touristen haben wir den höchsten Kirchturm der Welt. Es gibt eine wunderschöne Altstadt, und die Leute sind sehr ange-

nehm. Typisch Süddeutschland eben – manchmal ein wenig verschlossen, aber mit dem Herzen am rechten Fleck. Ulm, das ist mein Zuhause. Ich bin, auch durch den Sport, schon viel herumgereist in der Welt und in Deutschland, aber ich könnte mir nicht vorstellen, in irgendeiner anderen deutschen Stadt zu leben.

An jeder Ulmer Straßenecke hängt für mich eine persönliche Erinnerung. Etwa am Eingang unseres Söflinger Mietshauses. Dort lag oft der Hund des Vermieters auf der Lauer, ein wilder Riesenschнауzer. Der Vermieter, ein richtig unfreundlicher Mensch, wusste, dass wir Kinder Angst vor dem Hund hatten, und ich glaube, er ließ den Hund extra raus. Immer wenn wir ins Haus wollten, mussten wir Kinder also an dem Hund vorbei, und weil wir Angst hatten, rannten wir. Als der Schnauzer noch jung war, lief er hinter uns her, bis in den dritten Stock hinauf. Der Hund stand manchmal sogar noch vor unserer Wohnungstür, und wir schrien wie die Irren, dass er uns sicher auffressen würde. Hat er aber natürlich nicht. Das war eine unserer Kindheitsgeschichten.

Als ich in die Schule kam, war dann alles nicht mehr so lustig. Ich hatte als Kind überhaupt kein Selbstbewusstsein und sagte zu allem Ja und Amen, auch dann, wenn es mir nicht passte. Die anderen Kinder in der Schule nutzten das gnadenlos aus. Wenn einem Mitschüler mein Füller gefiel, kam er schon mal und sagte: »Ah, der gehört jetzt mir.« Ich konnte mich nicht dagegen wehren. Die anderen Kinder nahmen mir meine Sachen weg, und ich schwieg. Dann begannen sie, mich zu hänseln. Mit Mädchen hatte ich keine Probleme, aber da gab es ein, zwei Jungs, die einfach ständig Ärger machten. Zudem war ich auch noch sehr sensibel und fing schnell an zu weinen. Klar, dass die Kinder dann ei-

nen draufsetzten und »Heulsuse!« riefen. In der ersten Klasse war ich daher der Depp vom Dienst.

Meine Mama musste ständig neue Schulsachen kaufen, weil die Kinder mich beklauten. Zu Hause sagte ich aber, ich hätte die Sachen verloren oder sie wären kaputtgegangen. Meinen Eltern zu erzählen, was wirklich los war, traute ich mich nicht. Stattdessen erfand ich diese Geschichten.

Eines Tages aber holte mich meine Mutter von der Schule ab und sah, wie es mir erging. Sie wartete sonst immer auf dem Parkplatz auf mich, aber an diesem Tag war sie früher als sonst da und kam bis in den Schulhof. Wie immer war ich das Opfer. Als ich aus dem Schulhaus kam, nahmen mir die Jungs meine Schultasche und meinen Turnbeutel weg und begannen, sie auf dem Boden hin und her zu kicken. Ich musste dann von einem zum anderen rennen und betteln, dass sie mir meine Sachen wiedergaben. Meine Mama sah an diesem Tag zum ersten Mal, wie sie mit mir umsprangen. Da nahm sie sich die beiden Jungs zur Brust. So impulsiv und wütend hatte ich meine Mama bisher nicht gekannt. Sie machte die Jungs so zur Schnecke, dass die total verschreckt waren. Und für kurze Zeit hielten sie sich danach tatsächlich zurück, aber auf die Dauer half es natürlich wenig. Ich war und blieb ein ängstliches, sensibles Kind.

Leiden

Ich bin Rola, die leidet. Mein Vater, mein leiblicher Vater, schlägt meine Mutter, und ich schreie, hilflos, entsetzt. Ich stehe neben ihr. Ich kann sein Gesicht sehen. Es ist eine Fratze. Dieses Gesicht werde ich nie wieder vergessen. Bis heute kann ich mich an jedes Detail, an jedes Härchen darauf erinnern. Der tobende Mann, wie er meine Mutter schlägt, dieses wütende Gesicht. Das Bild ist in mein Gedächtnis eingebrannt. Es ist die einzige Erinnerung, die ich an meinen leiblichen Vater habe. Unter Tausenden Menschen würde ich ihn erkennen. Nur aus der einen einzigen Erinnerung heraus, wie er dasteht und auf meine Mama einprügelt.

Der Weg zum Sport

Nicht, dass mein zweiter Vater, mein Adoptivvater, viel anders gewesen wäre, denn auch er konnte ausrasten. Aber er wollte auch, dass ich, Rola, das kleine Mädchen, mich gegen andere wehren konnte. Dass ich mir nichts gefallen lassen musste von den Jungs. Dass ich sogar zurückschlagen konnte, wenn sie auf mich losgingen.

An dem Tag, an dem meine Mutter sah, wie ich gehänselt und gemobbt wurde, beschlossen meine Eltern, dass sich etwas ändern musste. Sie wollten es mit Sport probieren. Meine jüngere Schwester ging bereits zum Turnen, also bot man mir auch erst einmal die typischen »Mädchensportarten« an: Schwimmen, Reiten, Tanzen, Turnen. Es sollte natürlich ein Sport sein, der zu einem Sensibelchen wie mir passte.

Aber es passte nichts. Ich ging jeweils nur ein paar Mal zu den Probestunden und sagte dann, dass es mir keinen Spaß machte und ich keine Lust mehr hätte, da mitzumachen. Mein Vater ging damals als Hobby zum Thaiboxen ins Mekong Box Gym hier in Ulm. Vielleicht war es mehr Spaß als Ernst, als er eines Tages zu mir sagte: »Komm, probieren wir das mal aus.« Ich war da schon acht Jahre alt und in der dritten Klasse, doch meine Situation in der Schule war immer noch die Gleiche. Alle anderen Sportarten, die ich ausprobiert hatte, hatten rein gar nichts gebracht. Meine kleine Schwester war schon richtig gut im Turnen, aber ich hatte meinen Sport immer noch nicht gefunden. Die weichen Sportarten waren einfach alle nichts für mich. Das lag un-

ter anderem daran, dass die älteren Kinder mich auch beim Sport auslachten und runtermachten, wenn ich etwas nicht so gut konnte.

Ins Box Gym ging ich mit wie zu all den anderen Probestunden, einfach nur, um es einmal ausprobiert zu haben. Kein Mensch hätte geglaubt, dass ich dabei bleiben würde. Niemand hätte im Traum daran gedacht, dass ich eines Tages Weltmeisterin sein könnte.

Im Gym trafen wir Thomas Wiedemann – er ist bis heute einer meiner Trainer. Tommy war nicht gerade begeistert darüber, dass mein Vater ein kleines Mädchen mit ins Gym brachte. »Spinnst du jetzt!?«, begrüßte er uns, als mein Vater mich zum ersten Training vorstellte. Da er mit meinem Vater befreundet war, kannte er mich schüchternes kleines Mädchel bereits. Ich war eine, die sich hinter ihrem Papa versteckte. Tommy sagte daher auch prompt: »Nein, das mache ich nicht. Das will ich nicht. Sie kann hier nicht trainieren.« Damals gab es im Mekong Box Gym kein Boxtraining für Frauen, und das Thaiboxtraining wurde nur für Männer über 18 Jahren angeboten. Frauenboxen ist in Deutschland ja überhaupt erst seit 1985, meinem Geburtsjahr, erlaubt – vorher war es verboten, weil man dachte, es sei schädlich für Frauen, wenn sie Treffer im Brustbereich kassieren. Auch in den USA durften Frauen offiziell erst seit 1977 boxen. Birgit Nuako war 1986 die erste deutsche Amateurboxerin, die öffentlich in den Ring stieg, aber noch nicht zu einem Kampf, sondern zunächst einmal zu einem Sparring. In den USA wurde Frauenboxen erst Anfang der 1990er-Jahre beliebt, in Kalifornien, also eine halbe Welt entfernt von Ulm. Hier in Deutschland war zur selben Zeit gerade Henry Maske erfolgreich und holte als »Gentleman« den Boxsport aus der Schmutzdecke. Endlich bekam dieser Sport ein neu-

es Image, aber Frauenboxen fand einfach noch nicht statt. Der erste öffentliche Frauenboxkampf wurde erst 1994 in Hamburg veranstaltet, in demselben Jahr, in dem ich mit meinem Vater bei Tommy im Gym erschienen war. Weltweit sträubten sich die Boxverbände, Frauen aufzunehmen oder gar kämpfen zu lassen. Training für Mädchen und Frauen – komplette Fehlanzeige.

»Das ist doch nichts für Rola«, sagte Tommy zu meinem Vater, »ich kenn sie doch, sie heult doch nur rum.« Mein Vater aber blieb hartnäckig: »Lass sie doch einfach mitmachen. Kümmer dich nicht um sie, lass sie einfach nur dabei sein.« Mein Vater stärkte mir den Rücken und ließ sich nicht abweisen. So war er, er stand immer voll hinter uns.

Ich fand es zur Überraschung aller, auch zu meiner eigenen, großartig. Es war der erste und bisher auch der einzige Sport, der mir wirklich Spaß machte. Da wollte ich bleiben. Das lag auch daran, dass ich im Training nicht wie ein Kind behandelt wurde, sondern gleichwertig wie alle anderen auch. Tommy hatte mit Kindern im Training keinerlei Erfahrungen, und es war ja auch kein Kindertraining. Niemand wurde in diesem Training bevorzugt und niemand runtergemacht. Wenn es hieß: »20 Liegestütze!«, dann mussten alle 20 Liegestütze machen, egal, ob kleines Mädchen oder Bodybuilder. Ich habe auch genossen, dass im Training keine anderen Kinder waren, die mich hätten auslachen können, wenn ich eine Übung nicht schaffte oder nicht mit den anderen mithalten konnte. Erwachsene machen das eben nicht. Ich war im Gym wie eine von den Erwachsenen, musste dasselbe Programm durchziehen wie die Männer, ich, ein kleines Mädchen von damals neun Jahren. Dass ich dabei auch meine Kindheit aufgab, habe ich erst jetzt verstanden. Heute kann ich sagen: Ich hatte keine richtige Kindheit. Damals

fand ich es großartig, im Training wie eine Erwachsene behandelt zu werden.

Das Training war hart und vielseitig. Es gab etwas für die Kondition, etwas für die Muskeln, für die allgemeine Fitness und natürlich das eigentliche Kampftraining. Beim Thaiboxen setzt der Kämpfer nicht nur die Hände, sondern auch die Beine ein, und es geht richtig zur Sache, daher muss man rundum fit und auch sehr beweglich sein.

Zum Aufwärmen gab es Seilspringen, Liegestütze, Sit-ups, Kniebeugen und Schattenboxen. Schläge übten wir auf Pratzten, diese dicken Polster, die sich ein Trainer oder Trainingspartner über die Hand zieht und auf die man daher hart schlagen kann, ohne dass sich das Gegenüber verletzt.

Tommys Training war natürlich auf Freizeitsportler ausgerichtet, denn er trainierte zu dieser Zeit keine Wettkämpfer. Aber er merkte wohl bald, dass das schüchterne kleine Mädchen etwas ganz Besonderes war. Ich blieb dran, meckerte nie und heulte erst recht nicht. So taute Tommy langsam auf und erkannte schließlich auch mein Talent. Nicht, dass er mich dann bevorzugt hätte, im Gegenteil, das Training wurde härter, und er wollte testen, wie weit ich gehen würde. Ich habe noch ein Video, auf dem zu sehen ist, wie Tommy mich als etwa Zehnjährige durch die Gegend prügelt, richtig hart. Er wollte sehen, ob er mich brechen könnte, ob ich nicht doch irgendwann anfangen würde zu heulen. Auf dem Video ist ganz deutlich zu sehen, wie ich kurz davor bin, zu schreien oder aufzugeben, aber ich tue es nicht, sondern sage mit meiner trotzigigen Kinderstimme: »Ha, irgendwann zeige ich das hier dem Jugendamt. Pah!« Darüber kann ich heute noch lachen. Dass ich im Training ein Mädchen unter lauter Männern war, tat mir einerseits gut, andererseits musste ich aber besonders hart trainieren. Was für die anderen Freizeitspaß